



Dr. phil. Franz Josef Kühnen, Direktor der Deutschen Zentralbibliothek für Medizin a.d.

Herr Dr. Kühnen, ist es für Sie ein Gewissenskonflikt, Ärzte, die in ihren Augen verantwortungslose Forschung betreiben, bei der Informationssuche unterstützen zu müssen?

Ich glaube, das wird man wohl nicht anders können. Kein Bibliotheksdirektor kann sich leisten, erstens solche Forschungen so genau zu beurteilen, und dann denke ich auch, dass es sich die Ärzte ganz schnell verbitten würden, wenn ein Bibliotheksdirektor in dieser Hinsicht wirklich Eingriffe in die medizinische Forschung vornehmen würde. Man müsste in einem solchen Fall versuchen, auf andere Art und Weise zu reagieren. Man muss dann beispielsweise versuchen, auf Ethikkommissionen Einfluss auszuüben – wenn man dort engagiert ist - oder als Staatsbürger. Ich glaube als Bibliotheksdirektor ist man wahrscheinlich fehl am Platze, wenn man in die Forschung eingreifen würde. Man kann oft auch nicht beurteilen, welche Gesinnung sich hinter manchen Forschungen verbirgt.

Jetzt wird viel vom mündigen Patienten geredet, der mit seinem Arzt zusammen die Therapie diskutiert. Besteht da ein Handlungsbedarf für medizinische Bibliotheken, Informationen für diese bereitzustellen?

Ja, das ist richtig, obwohl das eine außerordentlich schwierige Aufgabe ist. Ich meine, es gibt wirklich mündige, auch sehr ausgebildete und aufgeklärte Patienten, deren Wünschen man relativ leicht nachkommen kann. Wenn es allerdings um Fragen geht, die sozusagen diejenigen an den Arzt vorwegnehmen, dann wird es außerordentlich schwierig, also dann wäre ich doch etwas zurückhaltend. Man sollte auch nicht von sich aus Aufklärung betreiben, und beispielsweise jemandem, der

Interview mit Dr. Franz Josef Kühnen*

„Wenn Sie Bibliothekar werden, dann nehme ich Sie sofort“

eine bestimmte Form von Krebs hat, sagen, lesen Sie mal da an der Stelle nach, was Ihnen alles passieren kann. Das geht zu weit. Man kann vielleicht durchaus gewisse Literatur empfehlen, aber ich glaube, als Bibliothekar muss man doch etwas zurückhaltender sein. Man sitzt diesen Leuten eben nicht als Arzt gegenüber. Man sollte den Patienten helfen, Informationen zu finden, aber ich weiß nicht, ob man durch das, was der Patient von seiner Krankheit preisgibt, nicht u.U. auf eine falsche Fährte geführt wird. Was kann man nicht mit einer falschen Antwort alles auslösen? Ich glaube, wir stehen da vor Aufgaben, die außerordentlich schwierig sind und wo ich mich doch etwas zurückhalten würde.

Wir als Bibliothekare verfügen ja nun zumindest über ein angelesenes Wissen, und wenn ich von meinem Arzt eine Diagnose erfahre, dann versuche ich mich natürlich selbst zu informieren. Ich weiß als Bibliothekar aber auch, wie man mit Literatur umzugehen hat, dass Literatur sehr relativ zu bewerten ist, dass es durchaus Diskussionen in der Ärzteschaft gibt, und dass Prognosen in der Literatur auch falsch sein können usw. Ich kann das aber nicht von jedem Laien erwarten, auch wenn er vielleicht akademisch ausgebildet ist. Und wie gesagt, ich sage noch einmal, ich wäre da außerordentlich vorsichtig.

Werdegang

Sie sind am 11. Mai 1934 in Kalkar, am linken Niederrhein, geboren. Sind Sie auch dort zur Schule gegangen?

Ja, ich bin in Kalkar zur Schule gegangen, und zwar zunächst in Kriegszeiten und dann nach dem Krieg, als am Niederrhein der Schulunterricht wieder aufgenommen wurde, auch auf eine Art von kleinem Progymnasium, das zunächst nur vier Jahrgänge hatte. Anschließend habe ich das Gymnasium in Kleve besucht.

Man merkt Ihrem Naturell an, dass Sie Niederrheiner sind.

Vielleicht. Ich bin eigentlich eher eine Mischung. Die Familie väterlicherseits ist so lange man das nachvollziehen kann, am Niederrhein ansässig gewesen, auf verschiedenen kleinen Bauernhöfen usw., die Familie meiner

Mutter kommt allerdings nur zum Teil aus dem Rheinland, zu einem anderen Teil aber aus dem badischen Taubertal, so dass ich also eine gewisse Mischung bin und vielleicht doch kein so ganz typischer Niederrheiner.

Wo haben Sie die Kriegsjahre verbracht?

Mein Vater war im Krieg eingezogen, und meine Mutter ist mit zwei Kindern in Kalkar geblieben, wo wir auf einem kleinen Bauernhof von Verwandten das Kriegsende und die Besetzung durch kanadische Truppen erlebt haben. Wegen der Vorbereitung des Rheinüberganges wurden wir mit der ganzen Zivilbevölkerung in einem Zeltlager etwas außerhalb der Schussweite der deutschen Artillerie, die auf dem rechten Rheinufer war, zusammengefasst. Nach vier Wochen wurde dann der Rheinübergang von den englisch-kanadisch-amerikanischen Truppen vollzogen, und wir konnten wieder zurückgehen. Wir haben das Glück gehabt, dass unsere Wohnung unversehrt war bis auf, nun ja, Möbel usw. - das war größtenteils geplündert. Aber wir hatten wenigstens, als wir zurückkehrten, ein Dach über dem Kopf.

War das nicht für einen zehnjährigen Jungen eine sehr bedrohliche Situation?

Nein. Ich glaube, Kinder haben viel stärkere Nerven als man das im allgemeinen denkt. Ich habe einige böse Situationen erlebt, beispielsweise erinnere ich mich an Besuche in den Kriegsjahren bei Verwandten in Duisburg, wo ich zwei schwere Bombenangriffe mitgemacht habe oder auch an durchaus bedrohliche Situationen mit Tieffliegern im Herbst 1944, wo ich einmal allein unter einem Baum gelegen habe und über mich die Flugzeuge feuernd hinwegflogen. Angst haben wir natürlich damals auch gehabt, selbstverständlich. Aber Kinder empfinden das meines Erachtens nicht als so lebensbedrohlich wie ein Erwachsener. Sie werden irgendwie schneller damit fertig.

Es ging doch damals sehr schlimm zu. Hat diese Erfahrung Sie geprägt?

Ja, Erfahrung ist vielleicht ein zu starkes Wort dafür. Aber dass mich diese Kriegserlebnisse geprägt haben, das kann ich wohl sagen. Ich möchte fast sagen, dass das sogar im Alter noch wieder stärker wird, und dass man außerordentlich häufig an diese ganzen Situa-

* Fortsetzung des Interviews von mbi 1(1)2001 S.28-33

tionen zurückdenken muss. Aber als für mich negativ würde ich diese Erlebnisse wirklich nicht betrachten. Eigentlich war das eine Erfahrung, die mich bereichert hat und auf die ich nicht verzichten möchte, obwohl es sehr ernst war, was ich erlebt habe. Wenn ich z.B. daran denke, dass es zu meinen allerersten Erinnerungen gehört, dass ich den Synagogenbrand 1938 erlebt habe. Da war ich viereinhalb Jahre - das weiß ich noch bis heute. Am Morgen danach habe ich unsere alte jüdische Nachbarin am Gartentor weinen sehen, am Abend hat mich mein Vater an die Hand genommen und ist mit mir durch die Straße gegangen, die voller SA-Leute stand, die Trümmer schwelten noch. Obwohl er kein Wort gesagt hat, hat mich dies stark beeindruckt. Ich kann mir heute vorstellen, warum er das gemacht hat, auch bei einem Viereinhalbjährigen.

Mitten im Zweiten Weltkrieg war ihre Schulzeit wahrscheinlich nicht ganz einfach, oder?

Die ersten Grundschuljahre waren eigentlich nicht schwierig, bis auf das letzte Jahr von Mitte 1944 an, wo die Front am Niederrhein näherrückte, und dann die etwas turbulente Zeit direkt nach Kriegsende, bis dann die Schule wieder richtig begann.

Sind Sie gerne zur Schule gegangen?

Och, ich war ein ganz normales Kind, mal gerne, mal weniger gerne.

Sie waren auf einem humanistischen Gymnasium, gibt es da etwas Besonderes, was Sie uns gerne berichten wollen?

Ach nein, die Schulzeit war eigentlich relativ problemlos. Natürlich prägt eine solche Schule. Es war eine ziemlich strenge Schule, noch von einem gewissen preußischen Geist erfüllt, was ich nicht in allen Dingen gut fand. Eine etwas lockerere Atmosphäre wäre durchaus angebracht gewesen. Es gab auch Dinge, die ich nicht gut fand, aber die damals eben an der Zeit lagen. Unser Englischunterricht war z.B. wirklich nicht gut, da unsere Lehrer überhaupt keine Gelegenheit gehabt hatten, ins Ausland zu reisen. Die konnten selbst nicht so gut Englisch sprechen, wie das heute selbstverständlich ist. Das hat mich lange Zeit sehr unangenehm berührt, dass der Unterricht nicht besser war. Ich habe auch immer gerne Naturwissenschaften getrieben, also Mathematik, Physik usw., doch es gab Anfang der 50er Jahre kaum irgendwelche Möglichkeiten, Experimente zu machen. Wir hatten in den ersten Jahren noch nicht mal eine Turnhalle im Gymnasium, das war alles zerstört.

Als wir auf dem Progymnasium begannen,

waren noch keine Fenster drin. Wir mussten in Mantel, Handschuhe und Mütze gehüllt dem Unterricht folgen. Das ist heute alles nicht mehr vorstellbar, aber manche Dinge muss man einfach aus der Zeit heraus sehen.

Waren Sie ein guter Schüler?

Ja, ich glaube schon. Ich glaube auch heute hätte ich Medizin studieren können. Obgleich man das nicht mehr vergleichen kann mit diesem ganzen Punktesystem heutzutage. Damals gab es ein vollkommen anderes System als heute, nur ein Beispiel: Bis kurz bevor ich Abitur machte, gab es die Möglichkeit, dass man nach der schriftlichen Prüfung von der mündlichen befreit wurde. Dann kam die Neuregelung, dass man mindestens in einem Fach geprüft werden musste. Und ich bin dann in Griechisch geprüft worden.

Haben Sie direkt nach dem Abitur 1954 angefangen zu studieren? Einen Wehrdienst gab es ja zu dieser Zeit noch nicht.

Nein, ich gehöre zu den sogenannten weißen Jahrgängen, die nicht der Wehrpflicht unterlagen, weil es noch keine Bundeswehr gab - davon bin ich verschont geblieben. Aber das war insofern auch durchaus berechtigt, weil ich - 34 geboren, 54 Abitur gemacht - ein Jahr durch das Kriegsende verloren hatte.

Sie haben in Köln Latein, Griechisch und Geschichte auf Lehramt studiert und nur ein Jahr nach Ihrem Staatsexamen promoviert. Waren Sie ein Überflieger?

Nein, das war anders. Ich hatte - wie das damals durchaus möglich war - schon vor dem Staatsexamen ein Promotionsthema bekommen. Die Arbeit daran zog sich nun etwas länger hin, weil etwas anderes herauskam als mein Doktorvater angenommen hatte. Schließlich habe ich ihm vorgeschlagen, erst das Staatsexamen zu machen. So konnte ich einen Teil der Arbeiten für das Staatsexamensthema verwenden. Das Risiko hat sich dann gelohnt, weil ich dieses Thema in nur einem Jahr soweit ausbauen konnte, das ich es zur Promotion einreichen konnte.

Danach haben Sie in München am Thesaurus Linguae Latinae (ThLL) mitgearbeitet...

Wir haben dort Lexikonartikel geschrieben. Basis waren lange zuvor angesammelte Stellen - der Thesaurus -, die man „nur“ in die richtige Form bringen musste. Es war eine relativ ruhige Arbeit, und das war auch ein bisschen der Beweggrund dafür, dass ich etwas anderes gesucht habe, denn ich wollte nicht mein ganzes Leben immer nur am Schreibtisch sitzend verbringen. Obwohl ich

in München regelmäßig auch noch Vorlesungen gehört habe, dachte ich dabei weniger an eine Lehrtätigkeit. Jetzt, nachdem ich pensioniert bin, beschäftige ich mich allerdings wieder etwas mit diesen sprachwissenschaftlichen Fragen. Vielleicht hat mich mein da-



maliger Chef beim ThLL in München doch besser gekannt als ich mich selbst, als er mir eine akademische Karriere vorschlug, denn irgendwie komme ich jetzt wieder zu diesen Anfängen zurück.

Warum haben Sie keine akademische Karriere eingeschlagen?

Das war damals vielleicht noch schwieriger als heute. Der ThLL war eine Gemeinschaftsunternehmung von in- und ausländischen Akademien, angesiedelt bei der Bayrischen Akademie der Wissenschaften. Ich habe damals hin und her überlegt, ob ich eine akademische Karriere einschlagen sollte, weil mein Chef beim ThLL - wie gesagt - mich dazu drängte. Aber die neuen Universitätsgründungen zeichneten sich noch nicht ab, und der Markt war buchstäblich verstopft. Ich hatte gerade bei einigen älteren Bekannten die Schwierigkeiten erlebt, nach abgebrochenen Assistentenjahren noch irgendwo unterzukommen, und da ich vom Elternhaus her keine großen finanziellen Rücklagen hatte, wollte ich das Risiko nicht unbedingt eingehen.

Nach zwei Jahren in München kam mir der Gedanke, die Bibliothekslaufbahn einzuschlagen. Zwei frühere Kommilitonen waren Bibliothekare geworden und hatten mir so diese Möglichkeit überhaupt erst aufgezeigt. Doch ich schwankte sehr, ob ich das wirklich machen oder doch lieber dem Rat meines Chefs folgen sollte.

Ein Gespräch mit Herrn Dr. Hackelsperger, dem damaligen Direktor der Münchner Uni-

versitätsbibliothek, hat dann den Ausschlag gegeben. Ein Bekannter hatte mir den Weg dazu frei gemacht, und wir haben lange und immer länger miteinander gesprochen, bis auf einmal fast drei Stunden um waren. Am Schluss sagte er: "Wenn Sie Bibliothekar werden, dann nehme ich Sie sofort." Da war für mich der Bann gebrochen. Die Anforderungen für die Ausbildung waren offensichtlich sehr hoch, denn an der Bayerischen Staatsbibliothek hing ein Anschlag, dass neue Bibliotheksreferendare aufgenommen würden, die Promotion aber mindestens sehr gut sein müsste. Diese Ausbildung hatte fast schon etwas Akademisches. Außerdem war München eine sehr schöne Stadt, es hat mir dort gut gefallen und ich habe mich sehr wohlgefühlt. Aber damals gab es für nicht-bayerische Untertanen kein Referendargehalt, und so musste ich mich am Bibliothekarlehrinstitut (BLI) in Köln bewerben.

Das ist vielleicht auch eine ganz interessante Geschichte: Es gab damals nur drei Ausbildungsplätze in Köln. Mit Herrn Krieg, dem Direktor des BLI, hatte ich ein Auswahlgespräch - das ging damals alles nicht nach Zeugnisnoten -, aber es wurde eine ähnliche Unterredung wie mit Herrn Hackelsberger. Am Schluss des langen Gesprächs sagte Herr Krieg dann: "Herr Kühnen, also ich würde Sie gerne nehmen. Es ist nur eine Schwierigkeit da. Der Kollege in Aachen hat schon jahrelang keinen Diplom-Ingenieur mehr bekommen. Wenn noch einer kommt, kann es schief gehen." Denn er hatte nur noch einen Platz frei. Gott sei Dank kam dann keiner mehr, und ich durfte in den Referendardienst.

Sie haben in Köln auch das praktische Jahr absolviert und sind danach direkt von Herrn Krieg übernommen worden?

Ja, bereits am Ende des ersten Jahres hatte er mir versprochen: "Wenn das jetzt so weitergeht, können Sie bei mir anfangen." Da hatte ich Glück gehabt, denn die Situation war nicht so rosig, wie man das heute im Rückblick vielleicht denkt. Nicht nur heute gibt es Schwierigkeiten angestellt und übernommen zu werden, sondern auch damals haben manche Leute lange darauf warten müssen.

Aus meiner Referendarausbildung ist mir vor allem in guter Erinnerung die intensive und strenge Ausbildung in Bibliographie und Auskunft an der UStB Köln geblieben und die Mitarbeit an der Vorbereitung der Ausstellung „500 Jahre Buch und Zeitung in Köln“ von 1965, die sich weit ins zweite Jahr des Referendariats hineinzog. Hieraus habe ich in vieler Hinsicht, besonders auch was Organisation angeht - die Stadt Köln hatte mich

als „Sekretär“ dazu engagiert - manches gelernt.

Ihr Werdegang ist ja auch Paradebeispiel dafür, dass man sich auch in vollkommen fachfremde Gebiete einarbeiten kann. Haben Sie sich als Alt-Philologe immer als etwas Anderes erlebt als Ihre medizinischen Kollegen?

Das eine oder andere Mal hätte ich mir gewünscht, dass meine angelesenen medizinischen Kenntnisse doch etwas tiefer gewesen wären. Ich weiß nicht, ob das am Studienfach liegt. Ich habe Naturwissenschaftler kennen gelernt, die sehr einseitig waren, ich habe auch sehr weltoffene Naturwissenschaftler getroffen.

Anfang der 70er Jahre, als ich in Amerika war, hatte ich eine sehr interessante Erfahrung in dieser Hinsicht. In der NLM wurde ich direkt als erstes gefragt: "Sind Sie Arzt oder Bibliothekar?" Für die Amerikaner war es also ganz selbstverständlich, dass man von zwei Seiten zu dieser Aufgabe kommen konnte. Entweder von der medizinischen oder der bibliothekarischen Seite aus. Es kommt also nicht so sehr darauf an, welche Ausbildung man genossen hat, sondern welche Fähigkeiten und vor allem welche Flexibilität man mitbringt. Aber dass es für die Amerikaner so selbstverständlich war, dass man eben von zwei Seiten an diese Aufgabe herankommen konnte, das hat mir damals innerlich recht gut geholfen.

AGMB

Sie haben ja relativ kurz nach Gründung der DZM Fachreferenten der Medizin nach Köln eingeladen. Gab es da einen großen Nachholbedarf an Informationen, auch in Richtung auf medizinische Fachinformationen?

Ich habe sogar sehr bald eine Einladung losgeschickt und zwar schon 1970, einen knappen Monat nachdem ich im Amt war. Ich fand eine Korrespondenz von Herrn Dr. Schorer vor, der zu einer solchen Versammlung eingeladen hatte; diese musste aber zunächst wegen seines plötzlichen Todes abgesagt werden. Die DFG hatte in der zweiten Hälfte der 60er Jahre, gerade weil sie durch die Möglichkeiten der Datenverarbeitung, einen großen Informations- und Literaturbedarf in der Medizin voraussah, ein solches Treffen angeregt. In den USA wurde MEDLARS entwickelt, und in Deutschland war man sich im Klaren, was dies für eine Literaturnachfrage nach sich ziehen würde. Man hat also daraufhin versucht, eine Zusammenarbeit von Fachreferenten aus der Medizin zu-

stände zu bringen, und es haben auch ein paar Treffen stattgefunden, u.a. eins in Frankfurt, aber das entwickelte sich nicht recht. Als vom 5.-9. Mai 1969 in Amsterdam der 3. Internationale Kongress für Medizinisches Bibliothekswesen stattfand, wurde es den teilnehmenden Kollegen doch sehr bewusst, dass in Deutschland eine derartige Zusammenarbeit fehlte. Von diesen möchte ich ganz bewusst Herrn Dr. Hans Wagner hervorheben - ein Österreicher, der damals in Bremen und später hier in Wien gewesen ist. Herr Wagner sah die Kölner Bibliothek als das gegebene Zentrum für solche Aktivitäten an und hat Herrn Schorer bestürmt, doch endlich die Initiative zu ergreifen, woraufhin Herr Schorer nach der Rückkehr von Amsterdam die besagte Einladung verschickt hatte. Ich habe dann Ende Januar 1970 zu einer Konferenz im Februar eingeladen. An diesem Treffen nahmen an die 20 Leute teil. Wir waren uns sehr schnell einig, dass wir einen ständigen Arbeitskreis bilden wollten. Das hat nun nach einigem Hin und Her dazu geführt, dass ich dann für den November zu einem zweiten Treffen eingeladen habe, auf dem die Arbeitsgemeinschaft für Medizinisches Bibliothekswesen (AGMB) gegründet worden ist.

Dieses Engagement für das medizinische Bibliothekswesen war ja wohl kein Teil Ihrer Arbeitsplatzbeschreibung. Als Leiter der DZM hätten Sie sich ja auch vollkommen auf die Belange einer Zentralen Fachbibliothek beschränken können. Was war Ihre Motivation, das gesamte medizinische Bibliothekswesen in Deutschland zu unterstützen?

Es war mir von Anfang an klar, dass man so eine Aufgabe nicht im Alleingang bewältigen konnte. Und es traten damals Fragen auf, wo es auch nicht ratsam erschien, Lösungen als einsame Entschlüsse durchzusetzen. Im Gegenteil habe ich damals bewusst den Kontakt mit den Kollegen gesucht, um einfach eine Reihe von Fragen mit ihnen erörtern zu können. Z.B. gab es damals noch keine einheitliche Sachkatalogisierung, aber mir war völlig klar, dass man größere Literaturmengen mit den Instrumenten, die sowohl in Köln als auch an anderen Bibliotheken zur Verfügung standen, überhaupt nicht verarbeiten konnte. Das war vollkommen ausgeschlossen. Denken Sie daran, dass wir damals noch die Preußischen Instruktionen als alphabetisches Katalogisierungsinstrument hatten! Ein neues Regelwerk war zwar in Arbeit, und dabei trat dann z.B. die Frage auf, ob man nicht das Katalogsystem der NLM, der damals führenden Medizinbibliothek in der Welt, vollständig übernehmen sollte - also einschließlich der alphabeti-

schen Katalogisierung. Und das wären natürlich für das deutsche Bibliothekswesen doch schon recht tiefgreifende Änderungen gewesen, wenn man das durchgeführt hätte. In den ersten Jahren der Arbeitsgemeinschaft haben wir sehr intensiv über solche Fragen diskutiert - natürlich neben anderen Fragen wie Erwerbung und eventueller Abstimmungen da-



bei usw. Bei all diesen sehr tiefgreifenden Fragen war ich außerordentlich froh, sie mit Kollegen diskutieren zu können. Und ich glaube, viele Kollegen haben diese Diskussionsmöglichkeiten genauso geschätzt.

Sind damals auch schon Entscheidungen gefällt worden, z.B. deutschlandweit die Aufstellung der Bücher nach der NLM-Klassifikation durchzuführen, oder die Medical Subject Headings (MeSH) zum Verschlagworten zu nehmen?

Es sind in der Tat Empfehlungen ausgesprochen worden, das war allerdings dann doch etwas später. Die Arbeitsgemeinschaft hat z.B. die Empfehlung ausgesprochen, das Schlagwortsystem der MeSH zu verwenden. Wir waren uns allerdings über folgendes im Klaren: In Deutschland sind viele medizinische Abteilungen der Universitätsbibliotheken so sehr in ihre Mutterbibliotheken integriert, dass sie zum einen nicht in ihren Entscheidungen frei waren, zum anderen Alleingänge sich auch nicht immer als ratsam erwiesen. Wenn man in einem Haus sitzt, kann man schlecht verschiedene Katalogsysteme verwenden, das geht einfach nicht. Das kam also nur für Bibliotheken in Frage, die selbstständig waren oder zumindest räumlich getrennte Abteilungen waren. Also beispielsweise die Bibliothek der Medizinischen Hochschule Hannover, die sich damals entschieden hatte, diese amerikanischen Systeme anzuwenden.

Wie hat man sich die Beteiligung von deutschen Medizinbibliothekaren auf dem dritten Internationalen Kongress für Medizinisches Bibliothekswesen in Amsterdam vorzustellen. Wurden von ihnen Vorträge gehalten oder haben sie in Gremien mitge-

arbeitet?

Also, wenn ich mich recht erinnere, war das damals nicht so sehr der Fall. Herr Dr. Schorer hat über die Pläne berichtet, DIMDI und die Zentralbibliothek aufzubauen, aber ich glaube, sonst hat keiner von den Kollegen dort Vorträge gehalten. Also da waren die deutschen Kollegen doch überwiegend eher passiv beteiligt.

Haben Sie eine Erklärung dafür, dass - relativ gesehen - so wenig deutsche Bibliothekare Internationale Kongresse besuchen?

Wahrscheinlich kommt da einiges zusammen. Aus meinem eigenen Haus kann ich sagen, dass es natürlich auch ein finanzielles Problem ist: Reisekostenetats sind immer noch für viele Ministerien etwas, das man ganz sorgfältig hüten und eher beschneiden als auswachsen lassen muss. Nur ein Beispiel: Jahrelang habe ich bei meiner Bibliothek, die ja nun doch einiges an Außenwirkung entfalten und internationale Kontakte pflegen sollte, auf einem Reisekostenetat von 5.000 DM festgehalten. Es war nichts zu machen. Bis wieder ein massiver Protest des Beirates und ein Schreiben an die damalige Ministerin Nordrhein-Westfalens und an den Bundesminister dazu geführt hat, dass der Etat verdoppelt wurde. Das hat bis zu solchen Auswüchsen geführt, dass in Haushaltsverhandlungen, wo immer ein großer Auftrieb da war, - ich saß manchmal 30 Leuten aus Bundesministerium für Gesundheit, Bundesfinanzministerium, Landesfinanzministerium usw. gegenüber -, gefragt wurde: „Ja, Herr Kühnen, Sie haben ja im vorigen Jahr 4.900,- DM für Reisekosten ausgegeben, da sind doch bestimmt Auslandsreisen dabei. Legen Sie bitte mal detailliert dar, welche Auslandsreisen das waren, zu welchem Zweck sie stattgefunden haben usw.“. In dieser Angelegenheit erinnere ich mich, wie Herr Dr. Jammers, der damalige Bibliotheksreferent von Nordrhein-Westfalen, einmal sehr energisch Einspruch erhoben hat: „Also bitte, Herr Kollege, wir genehmigen vom Ministerium aus jede Auslandsreise. Ich kann ihnen versichern, dass ist alles in Ordnung.“ Aber Sie sehen, das ist die Mentalität, die dahinter steckt. Die Leute in den Finanzministerien sahen i.d.R. natürlich nur Dienstreisen, die von Bonn bis Hannover durchgeführt wurden - dass war alles. Auslandsreisen kommen für solche Leute praktisch nie in Frage. Heute ist das in Europa auch ein bißchen anders geworden, aber damals war das so. Und Auslandsreisen für eine Bibliothek - das durfte eigentlich fast gar nicht sein.

Ich will das aber nicht nur auf das Finanzi-

elle schieben, da hat es bestimmt auch noch gewisse mentale Hindernisse gegeben, könnte ich mir vorstellen. Es kommt da sicher vieles zusammen. Wir in Deutschland mit einem eigenen Katalogsystem konnten z.B. nicht so viel von den Erfahrungen anderer Länder profitieren, wie die Angloamerikaner, deren System in der ganzen Welt Verbreitung gefunden hat. Das ist nur ein kleines Beispiel, aber ich möchte sagen, dass wir tatsächlich immer Schwierigkeiten gehabt haben. Von der DZM haben wir regelmäßig jemanden zu den großen Kongressen hingeschickt. Ich bin selbst auch da gewesen, z.B. beim internationalen Kongress in Belgrad. Nachher als Herr Korwitz da war, ist er auch hingefahren und auch andere Vertreter von mir sind früher hingefahren. Auch nachher zu EAHIL haben wir immer einen hingeschickt, aber schon nur zwei dort anzumelden, wäre aus finanziellen Gründen wahnsinnig schwierig gewesen.

Halten Sie es für wichtig, dass deutsche Medizinbibliothekare in internationalen medizinbibliothekarischen Vereinigungen aktiv sind? Oder wird Ihnen da zuviel Kongresstourismus betrieben?

Das gibt es sicher auch, und wenn ich so mein langes Bibliotheksleben Revue passieren lasse, dann fallen mir schon einige Leute ein, wo ich durchaus einen gewissen Verdacht hege. Aber das steht völlig außer Frage, dass man von Begegnungen mit Bibliothekaren anderer Länder lernen kann. Ich habe, dass muss Anfang der 80er Jahre gewesen sein, mal eine Reise von zehn Kollegen nach England organisieren können. Wir sind da vierzehn Tage durch das Land gefahren und haben uns eine Menge von Medizinbibliotheken angesehen. Uns die dort vorhandenen Möglichkeiten anzusehen und uns darüber zu unterrichten war sehr wichtig und lehrreich. Ich denke da vor allen Dingen auch an die audiovisuellen Medien, die damals geradezu wie eine Welle nach oben gespült wurden. Diesen Gedankenaustausch halte ich schon für dringendst notwendig.

Allerdings ich will auch ein gewisse Einschränkung machen. Ich war selbst mal in einen der Unterausschüsse der IFLA berufen worden, und die Gruppe von Medizinbibliothekaren, die da international zusammenkam, hat sich mehr als ein halbes Jahrzehnt mit der Idee herumgeschlagen, man müsse ein weltweites Adressbuch von Medizinbibliotheken herausgeben. Man kam nicht auf einen vernünftigen Nenner. Obwohl ich damals der verantwortlichen Bearbeiterin dieses Verzeichnisses meine Ideen schriftlich mitgeteilt habe, wurden sie nicht berücksichtigt, und nach vielen, vielen Tagungen kam eine

glatte Katastrophe heraus. Ich weiß nicht, ob Sie das Werk kennen - den Namen dieser Bearbeiterin will ich jetzt gar nicht nennen - aber wenn es Ihnen mal in die Hände fällt, gucken Sie mal hinein, da kamen dann solche verrückten Sachen heraus, wie dass etwa die Deutsche Bibliothek, die in irgendeiner Weise ja auch Medizinbestände hatte, unter German Copyright Office - nur unter dieser Ansetzung übrigens - aufgeführt wurde. Verstehen Sie, es gibt auf internationaler Ebene auch Dinge, die man nicht so ohne weiteres vertreten kann. Und da muss man auch mal Nein sagen können, und dass können manche Kollegen eben auch nicht. Also ich sehe es sehr differenziert.

Kommen wir noch mal zur AGMB zurück. Wie hat sich die Arbeitsgemeinschaft in den letzten 30 Jahren entwickelt?

Es war am Anfang sicher nicht ganz einfach, die verschiedenen Leute und Interessen unter einen Hut zu bringen. Es war zuerst ein Kreis, der sich überwiegend aus den akademischen Bibliotheken zusammensetzte. Es kamen dann allerdings ziemlich schnell auch pharmazeutische Bibliotheken hinzu, die schnell erkannten, dass da ein Gesprächskreis geschaffen wurde, der ihnen auch nützte. Erst allmählich gelang es uns, auch Krankenhausbibliothekare zu interessieren. Natürlich gab es damals noch nicht so viele wie heute, anfänglich waren sie doch relativ dünn gesät. Meistens wurden diese Bibliotheken nebenamtlich verwaltet und es war schwierig, diese Leute in den Arbeitskreis hinein zu bekommen.

Es gab aber auch durchaus widerstrebende Interessen. Ganz am Anfang wollte eine Mehrheit zwar festumschriebene Aufgaben, aber keine Vereinsgründung - deswegen auch bewusst der Name und etwas lockere Zusammenschluss Arbeitsgemeinschaft. Diese Gruppe meinte, dass es eine Reihe von bibliothekarischen Themen gab, die bei unseren bibliothekarischen Personenvereinen (wie z.B. der VDB), denen keine Konkurrenz gemacht werden sollte, besser aufgehoben wären. Man sollte sich lieber auf medizinische Kernfragen beschränken. Die zum Teil sehr aktive Minderheit wollte unbedingt mehr Vereinsleben, also eine strenge Vereinsgründung mit Kassierer und allem möglichen. Das war der Mehrheit eben doch zu viel.

Der erste Vorstand bestand aus Dr. Wagner, damals Bremen, später Wien, Dr. Helal, damals noch Bochum, dann Essen, und mir. Ich habe selbst zuerst vier Jahre den Vorsitz innegehabt, aber von vornherein gesagt, ich betrachte das nicht als eine Spielwiese der Zentralbibliothek der Medizin. Es gab dann später aber gewisse Spannungen in den Vor-

ständen und Schwierigkeiten mit Rücktritten. Daraufhin habe ich dann noch mal für vier Jahre den Vorsitz übernommen.

Die Spannungen rührten daher, dass die ersten Vorstände nur aus drei Mitgliedern bestanden. (Das war zunächst ja auch genug. Nachher, ich weiß nicht mehr genau, bei welcher Sitzung das war, haben wir den Vorstand auf fünf Personen erweitert.) Damals haben wir gesagt, dass tut der Arbeitsgemeinschaft nicht gut, wenn im Vorstand einer Hüh und der andere Hott sagt, und es wäre besser, wenn sich eine Gruppe findet, die gut zusammenarbeiten kann, und die sich dann geschlossen zur Wahl stellt. Sie kann nach zwei Jahren ja abgewählt werden. Dafür brauchte die Satzung auch nicht geändert zu werden. Wenn andere in den Vorstand wollten oder einen komplett neuen Vorstand wählen wollten, haben wir sie dann aufgefordert sich zusammenzuschließen. Im allgemeinen haben sich aber doch Leute gefunden, die dann einen Vorstand gebildet haben, der auch etwas zusammen passte und der eigentlich mit großer Zustimmung dann auch gewählt wurde.

Anfang der 80er Jahre hatte sich die Arbeitsgemeinschaft dann gekräftigt, sie hatte an Zulauf gewonnen, mehr Mitglieder gewonnen und war als Gesprächsforum anerkannt. Jetzt gehört es sich sozusagen ihr anzugehören, wenn man an einer medizinischen Bibliothek ist. Das war damals am Anfang durchaus nicht der Fall, und es hat viel Mühe gekostet, einige Kollegen vom Nutzen der AGMB zu überzeugen.

Was möchten Sie der AGMB für die nächsten 30 Jahre mit auf den Weg geben? Machen Sie sich Sorgen um die Zukunft der AGMB?

Nein, das mache ich eigentlich nicht. Ich habe schon zum 25. Jahrestag gesagt, wenn die Arbeitsgemeinschaft gemeinsam die Themen aufgreift und angeht, die bei den Medizinbibliotheken anstehen, dann mache ich mir um die Zukunft der Arbeitsgemeinschaft keine Sorgen. Sie darf sich eben halt nicht drum rumdrücken, sondern sie muss das aufnehmen, was sich in der Diskussion ergibt und das in diesem Forum behandeln. Ganz was anderes ist natürlich die Zukunft des Bibliothekswesens überhaupt. Das ist ja eine außerordentlich schwierige Frage.

Herr Gerber sagte 1995 in Münster über Sie, sie wären immer der gute Geist unserer Arbeitsgemeinschaft gewesen. Was beinhaltet es, all die Jahre im Vorstand gesessen zu haben und immer Ansprechpartner für Probleme von Medizinbibliotheken gewesen zu sein?

Ich kann mir vorstellen, dass Herr Gerber das folgendermaßen gemeint hat: Zum einen bot natürlich meine Stellung als Leiter der DZM Möglichkeiten, ab und zu mal etwas finanziell für die Arbeitsgemeinschaft zu tun. Also beispielsweise: Ich habe lange Fördermittel von der DFG gehabt, auch gerade Vortragende aus dem Ausland einzuladen und ihnen die Reise zu erstatten. Das lag im Sinne der DFG und war mit ihr abgesprochen. Dann ergaben sich natürlich aus meinen Auslandskontakten und aus anderen Aktivitäten immer wieder Themen, die ich in den Vorstand eingebracht habe und die dann auf die nächste Tagesordnung gesetzt oder auf der Jahrestagung behandelt wurden. Natürlich hatte die DZM auch mit der Zeit eine gewisse Mittelpunktstellung bekommen, so dass Leute von außen auf mich zu kamen und sagten: "Das ist doch eigentlich ein Thema, das man aufgreifen sollte, können Sie nicht mal...?" Ich kann mir denken, dass Herr Gerber darauf angespielt hat, dass ich ständig sozusagen als Vermittler aktiv war, auch wenn ich mal nicht im Vorstand saß. Ich habe auch, sowohl von Kollegen gebeten wie von der DFG oder Landesministerien aufgefordert, zahlreiche Gutachten zu medizinbibliothekarischen Vorhaben und Problemen geschrieben. Ich hoffe, sie sind dem ein oder anderen Kollegen nützlich geworden.

Das Interview führte Dr. Oliver Obst

Vielen Dank an Frau S.Heerd und U.Lux für die Hilfe bei der Überarbeitung des Manuskripts.

¹ Gemeinschaftsfond der Bundesländer und Vorgänger der Blauen Liste